



Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürsten Bismarck.

(Schluß.)

Dieses antösterreichische Programm des neuen Ministerpräsidenten hat noch lange seine Stellung dem Könige gegenüber erschwert. Wilhelm I. war von dem Gedanken an die Einheit Deutschlands beherzigt, wie kein zweiter deutscher Fürst. Er schrieb schon als Prinz, schon 1849, an den ihm befreundeten General von Röhmer: "Gerade weil wir keinen Augenblick die wirkliche Einheit Deutschlands aus den Augen verlieren und sie als den gemeinsamen Strekpunkt erkennen, wollen wir sie nicht durch eine Opposition gefährdet wissen, die zuverlässig entstehen würde, wenn nicht billige, gleichzeitig aber auch widerliche, angemessene Maßnahmen auf die Lebensbedingungen der einzelnen Staaten genommen würden."

Zwischen hatte Herr von Bismarck in Frankfurt eine gründliche Metamorphose durchgemacht. Seine alten Parteigenossen erschienen über ihn. Man hatte ihm das Programm des "Preussischen Volksvereins" zugehört, das aus dem Geiste der negativen Fassung gar nicht herauskam und die Solidarität der konservativen Interessen aller Länder sehr einseitig betonte. Darauf hatte Herr von Bismarck von dem "gott- und rechtslosen Souveränitäts-Schwimbel der deutschen Kleinfürsten" gesprochen, als dem Schöpfer der konservativen Partei in Preußen und dem "Anführer der Bundesverfassung", von dem "zimperlichen Zurückweichen" vor der Idee einer Volksvertretung im Bunde, überhaupt von den "vagen Ausfällen der Konservativen gegen angeblich revolutionäre Bestrebungen". Wie konnte die Berufung eines solchen Mannes als Ministerpräsident einen ungemessenen Jubel in den konservativen Lager bereiten? Man war nicht ohne Besorgnis, Herr von Bismarck könnte das Werk der reorganisierten Armee, dessen Zustandbringen von ihm bestimmt erwartet wurde, nicht so handhaben, wie man es wünschte, insbesondere hinsichtlich gegen Oesterreich und seine deutschen Bundesgenossen verwenden. Nur der gemeinsame Kampf gegen das Heeresreform hartnäckig abweisende Abgeordnetenhaus führte, sozusagen, einen Waffenstillstand zwischen dem Herrn von Bismarck einerseits, dem Könige und der konservativen Partei andererseits in der deutschen Frage herbei. In Herrn von Bismarck war der Mann gefunden, der dem Sturme des Abgeordnetenhauses die Stirne bot, indem er sich mit dem starken preussischen Bewußtsein, von welchem er schon an dem Tage Zeugnis ablegte, an welchem er zum ersten Mal seine Stimme als Minister erhob, sich an die tiefsten Wünsche des Volkes wandte.

"Es giebt", sagt Leopold von Ranke, "einen Ehrgeiz der Macht, der auf der Bergangenheit eines Staates beruht und die Vertreter desselben unwillkürlich beherrscht. Er ist eines der kräftigsten Motive der Weltbewegung."

Diesen Ehrgeiz hat Fürst Bismarck stets in höchsten Grade besessen. Er hat gewußt, ihn dem preussischen und dem ganzen deutschen Volke mitzuteilen, und wenn derselbe auch von Zeit zu Zeit schwächer zu gelien und langsam nur zu flackernd schien, so wird es nur eines kräftigen Zuges bedürfen, um ihn wieder hoch auflauern zu lassen.

Etwas über ein Jahr schien sich die Lage des Herrn von Bismarck immerfort zu verschlimmern, schien kein Unternehmen, für ihn selbst vielleicht, ausichtslos, bis ihm das Schicksal die Gelegenheit bot, einzugreifen. Am 15. November 1863 starb König Friedrich VII. von Dänemark und nun erschnitte Herr von Bismarck seinen diplomatischen Feldzug, von welchem manche seiner Beurtheiler meinen, daß er das allerbewundernswürdigste seiner Werke sei. Niemand konnte noch vier Wochen vorher ahnen, welche neue Aera an diesem Tage für Deutschland anhebe.

Wie Wochen vorher, wo hunderttausend Deutsche in Leipzig versammelt waren, um den fünfzigjährigen Geburtstag der großen Weltweisheit zu feiern.

Unter den Stimmen, welche zu diesem Feste einluden, war die mächtigste und langvollste diejenige Heinrich von Treitschke's, der bei dem großen deutschen Turnfest im August des Jahres eine begeisterte und wahrhaft proph-

tische Rede zur Erinnerung an jene Schlachttag hielt, in welcher er die Einheit predigte und die Größe verhieß. "Man schilt uns", so sprach Herr von Treitschke, "Träumer, uns, die wir glauben an die politische Zukunft unseres Volkes. Es sei. Auch unsere Ahnen, die hier für uns kämpften, haben das vornehme Achselzucken der Kleinläubigen getragen. Als Preußen tief darniederlag, ein misachteter Mittelstaat, was schien da lächerlicher, als die Hoffnung, daß dieser Staat den Velloberer bezwingen werde? ... Was unter ihnen wollten, Kind und Kindeskind bewahren vor der Schmach der Fremdherrschaft und den Eroberer züchtigen in seinem eigenen Lande, das ward vollführt, glorieus hinausgeführt; aber auf dem befreiten Boden ein festes Reich zu gründen, das haben die Helden nur ersehnt mit frommen Wünschen, mit unklarem Verlangen, nicht gewollt mit jener starken Leidenschaft, jener klaren Erkenntnis, die den Sieg verbürgen."

Und weiter: "An uns aber ist es, diesen großen Gedanken: "das Vaterland über alles!" auch in den Tagen des Friedens zu bewahren, ihn ganz zu verstehen und ihn frei zu halten von der Macht der Hyale, die dem leichtbegehrten Gemüthe des Deutschen so hochgehäufig ist. An uns ist es, das Werk unserer Väter zu vollenden und auf dem Boden, den ihr Heldennuth uns neu geschenkt hat, jenes eigene Reich zu gründen, das nur als ein blaßes Bild der Sehnsucht vor ihren Seelen schwelbe."

Und dieses einige Reich ist gegründet und, so lange es besteht, wird mit ihm der Name des Fürsten Bismarck unzertrennlich verbunden sein. Mit Königgrätz war die Bahn frei, um siegreich weiter zu schreiben. Damals konnte Bismarck zu dem französischen Gesandten in Berlin, Benedetti, sagen: "Ich bin dazu gelangt, einen König von Preußen zu bestimmen, daß er die engen Beziehungen seines Hauses mit dem österreichischen Kaiserthum brach, daß er ein Bündnis mit dem revolutionären Italien schloß, daß er einwilligte, auf ein eventuelles Abkommen mit dem kaiserlichen Frankreich einzugehen, daß er in Frankfurt die Umänderung der Bundesverfassung unter Mitwirkung einer Volksvertretung vorschlug; ich bin stolz auf ein derartiges Ergebnis."

Auch noch nach den Siegen von 1866 hatte Bismarck inuchliche Gegenstände zum Könige zu überwinden: auch den Anzengenen widerstrebe anfangs der Monarch. Fortan aber trat die volle Verfassung ein, und von Thronen herab, wie aus der Mitte der Bevölkerung fiele dem nationalen Herois die Sympathien zu, die die Wiederherstellung des Reiches nur noch zu einer Frage der Zeit machten.

Die Verhöhnung der Parteien mit Bismarck im Norden wirkte auch auf den durch die Mainlinie noch getrennten Süden. Bis 1866 gab es dort Brunnfluten leidenschaftlicher Angriffe und unablässiger Intrigen gegen Preußen. Hier konnte ein bekannter schwäbischer Politiker von Bismarck sagen: "An den Galgen mit ihm!" Hier konnte der Reformverein seine Parole ausgeben: "Ueber französisch als preussisch." Hier konnte man noch nach 1866 in einem Wahlausruf zum Zollparlament sagen: "Die deutsche Nation hat mit einem Schlage beides, Vaterland und Freiheit verloren. Deutschland ist nur noch ein geographischer Begriff; der Rechtszustand des Volkes in seiner Gesamtheit erbebt selbst des dürftigen Schutzes, den er früher genöß, und seinen Freiheitsstreben mangelt die Vereinbarkeit, welche ihm Erfolg verbürgte. Verfümmelt und zerstückelt das Ganze, geknechtet der Norden, geföhmt der Süden, ausgetreten Deutschösterreich — das hat man aus Deutschland gemacht."

Aber bald vernahm man auch aus demselben Parlament die bekannte Stimme: "Lassen wir das Schneeballwerfen, es ist Frühling geworden in Deutschland."

Der Frühling unseres Volkes brach bald in voller Entfaltung in der gemeinlichen Abwehr des äußeren Feindes unserer nationalen Wiedergeburt hervor. Zwanzig Jahre sind an uns vorbeigekraucht seit jenen großen Tagen, in welchen unsere Krieger in zahllosen Schlachten Siege auf Siege häuften und das deutsche Reich in neuer, größerer Macht und Herrlichkeit wieder ins Leben getreten ist. Aus jener Zeit der Erhebung, der Spannung und des lauten Aufjubelns sind wir längst zurückgekehrt in das Alltagsleben mit seinen kleinen und großen Sorgen, mit dem Einzelnen des Berufsgeheißten, wie es einem jeden zugefallen ist. An Stelle des mächtigen Aufschwungs, der uns alle ergriß, als die Kunde von den Thaten unserer im Felde stehenden Brüder zu uns drang, ist die Erinnerung getreten, und je weiter wir vom Strome der Zeit fortgeraten werden von jenen großen Tagen, um so mehr verschwindet das Einzelne und treten nur noch die hervorragenden, die allgemeinen Züge hervor. Diese aber in ihrer ganzen Folgeschwere für unser nationales Leben predigt uns jeder Tag mit tausend Jungen. Was die Macht der Gewohnheit es bewirkt, daß viele für diese Sprache oft fast taub und gleichgültig zu sein scheinen, wer den Gang der politischen Tagesereignisse verfolgt, bleibt sich stets des gewaltigen Umchwungs bewußt, der unser Volk aus politischer Perspektiv zu mächtiger Einheit geführt hat. Die Größe des Gewinns wird dem, der sehen will, täglich von neuem vor die Augen geführt. Alles, was sich um uns Polit-

isches vollzieht, zeigt uns Deutschland wieder eingeföhrt in die europäische Völkergemeinschaft, wieder das geworden, was es im Mittelalter war: Europas erste Macht.

Zwanzig Jahre noch hat Fürst Bismarck an dem Werke gearbeitet, das er geschaffen. Aus der Geschichte größerer konstitutioneller Staaten ist uns nur eine einzige Ministerlaufbahn bekannt, welche hinsichtlich ihrer Dauer mit derjenigen zu vergleichen wäre, auf welche Fürst Bismarck heute zurückblickt: die Robert Walpole's in England. Aber die Länge der ministeriellen Thätigkeit ist auch der einzige Vergleichungspunkt; abgesehen von der vollständigen Verschiedenheit der beiden Staatsmänner, der ihnen gestellten Aufgaben und ihrer Leistungen, war es offenbar sehr viel bequemer, Premierminister in dem England der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu sein, als in Preußen-Deutschland von 1862 bis 1890. Es mag wenige Staatsmänner gegeben haben, die eine solche Summe körperlicher und geistiger Anstrengung im Dienste ihres Vaterlandes Jahre lang ununterbrochen haben aufwenden, und die im gleichen Maße von dem Gewicht der Verantwortlichkeit haben erfüllt sein müssen wie Fürst Bismarck, daß von ihrem Rathe, ihren Entschlüssen Wohl und Wehe eines Volkes abhing. Wie die Dinge bei uns sich entwickelt haben, mußte Fürst Bismarck auf das Privileg der großen englischen Staatsmänner verzichten, von Zeit zu Zeit dem Führer der Opposition die Regierung zu übergeben und sich eine Weile auszurufen. Er hat Tag für Tag die aufreibende Thätigkeit getragen und die Zeit, welche er auf Urlaub fern von der Wilhelmstraße zu Marzin zubrachte, ist wohl nicht mit Unrecht von seinen Gegnern als die Brutzzeit großer Entwürfe beargwöhnt worden. Aber so gerecht der Anspruch auf Ruhe erhebt, Niemand, der nicht auf die Vernichtung des Deutschen Reiches hoffte, hat sich mit dem Gedanken vertraut machen wollen, daß Fürst Bismarck von dem Kampfsplatz scheiden könne, ehe die Natur ihn abrief, daß er ein Zufuhrer sein würde, wo er der Held gewesen. Deshalb ist die Kunde von seinem Rücktritte erst nur mit halbem Glauben, und als an der Gewißheit nicht mehr gerüttelt werden konnte, mit so viel Trauer aufgenommen. Deshalb drängt es jetzt Tausende und Tausende, dem Fürsten Bismarck Zeugnis davon zu geben, daß sie hoffen und wünschen, er werde, wenn es Noth thut, noch einmal an das Staatsruder zurücktreten und uns wiederum ein Führer auf den Bahnen sein, die er im Dienste seines Königs und Vaterlandes dem deutschen Volk eröffnet hat.

Die hier folgenden "Denkwürdigkeiten" sind bestimmt, uns in die Zeiten des Hoffens und Ringens der deutschen Nation zurückzuerlegen und das Wirken des großen Staatsmannes, der jetzt das Acker des Deutschen Reiches aus seiner starken Hand gelegt hat, nach seinen verschiedenen Richtungen hin in derjenigen Beleuchtung dem deutschen Volke vorzuführen, die durch die zahlreichen neuen Forschungen auf dem Gebiet der jüngsten deutschen Geschichte, wie durch glückliche, langjährige Beziehungen des Verfassers zu unterrichteten, dem Reichstanzler nahestehenden politischen Kreisen ermöglicht ist. Der Vort wird insbesondere sehr aus den Mittheilungen vernehmen, die Fürst Bismarck selber aus den reichen Füllhorn seiner Erinnerungen über seine Erlebnisse und Erfahrungen in der Unterhaltung zum Besten zu geben liebt. Wir lassen ihn in den "Denkwürdigkeiten" selbst oft selbst zu Worte kommen. Es ist das sicherlich die beste Quelle, aus der wir schöpfen konnten, und wir sind in der Lage, versichern zu können, daß sie für das vorliegende Werk recht reichlich geflossen ist.

Die Reifestamme.

Humoreske von Richard Schott.

Emil Weisweiz war einer der fleißigsten, genügsamsten und gewissenhaftesten Kommiss der "ätherischen Del- und Sympo's-Firma" A. W. S. Niemtschneider u. Co. — Drei Jahre lang hatte er Tag für Tag auf seinem Drehschemel gesessen und das Hauptbuch geführt, ohne auch nur einmal um Urlaub zu bitten und gewiß hätte er auch jetzt noch nicht gewagt, seinen Chef mit einem "diesbezüglichen" Ansuchen zu belästigen, wenn dieser nicht selbst eines Morgens nach dem Frühstück davon angefangen und Herrn Weisweiz mit folgender Anrede überrascht hätte: "Herr Weisweiz, Sie sind ein Mann von Fleiß und von Kenntnissen, aber Sie haben sich in der letzten Bilanz zu meiner großen Verwunderung nicht weniger als viermal betrogen." — Emil erlebte. Er wollte einige Proben der Entschuldigung stammeln, aber sein Prinzipal ließ ihn gar nicht zu Worte kommen. — "Neben Sie nicht, junger Mann", fuhr Herr Niemtschneider fort, "ich weiß, was Sie sagen wollen. Ich bin abgepannt, wollen Sie sagen, ich muß mal 'ne Weile Ruhe haben. — Hier haben Sie Ihre Ruhe. — Verlassen Sie sofort mein Kontor, begeben Sie sich auf Reisen, in ein Bad, in die Schweiz, nach Ätrol, wohin Sie wollen, nur lassen Sie sich bis heute über vier Wochen nicht wieder bei mir blicken. Wünfche viel Vergnügen und gute Besserung. Guten Morgen!"

Damit hatte Herr Niemtschneider fünf Hundertmark'sche auf das Bank gelegt und war fortgegangen. — Emil wußte nicht, wie ihm geschah. — Fünfshundert Mark und vier Wochen Urlaub? — Gott, was 'ne Heberasch-

ung! — Und reifen sollte er, nicht mit dem großen
Mistkoffer wie früher, wo es ihm so oft recht teuer
geworden war, den süßen Syrup seiner Firma an den
Mann zu bringen und wo er gleichzeitig mit seinen älteren
Gesprochene manchmal auch recht unästhetische Ge-
schichten hatte einflechten müssen. Nein, als richtiger Gentle-
man sollte er reisen, ohne Gefährt, blos zum Vergnügen,
ganz wie ein reicher Chef, stolz wie Rothschild und Reichs-
röder! Ihm wurde grün und blau vor den Augen bei
dem Gedanken. — Er hätte sich vor Herrn Niemischneider
auf die Knie werfen und ihm die Hand küßeln mögen.
Aber Herr Niemischneider war schon längst nach der Börse
unterwegs, und Emil wußte, daß derselbe sehr ungehalten
sein würde, wenn er ihm „wegen solch einer Vamperei“
nachgesehen kommen würde. Er begnügte sich also damit,
seinen Dank an einem mit dem Namen der Firma be-
drückten Briefbogen auszulassen, presste denselben mehrmals
zitternd an seine Lippen, verabschiedete sich in aller Eile
von seinen nicht wenig verwunderten Kollegen und verließ
dann, Fremdenhänden in den Augen, innige Dankbarkeit
gegen die Firma A. W. S. Niemischneider im Herzen und die fünf
Hundertermarktscheine in der Brieftasche, das Kon-
tor, um sich zur Abreise vorzubereiten.

In einem Ausflugsbüden der Gifela-Bahn, mitten
zwischen dem „Steinernen Meer“ und den „Hohen Tauern“
finden wir Emil wieder. Ein hellgrauer, mit staubblauen
Karos geschmückter Kammgarn-Anzug nach dem neuesten
Schmitt hatte seine schlanken Glieder. Ein roth und blau
tarniertes feines Taschentuch lugte vieloberhebend aus der
Brusttasche seines kaum bis an die Hüften reichenden
gestrauten Sommerpaletots hervor. Kopfbraune, mit
breiten schwarzen Mäßen bezierete Handschuhe prangten
an seinen Händen. Seine mit weiß und gelb gestreiften
Johannstrümpfen besetzten Blattschuhe steckten in spitzen,
hochhackigen Halbschuhen. Ein locketes, kleines, silbergraues
Fitzhütchen krönte das geschmackvolle Gebüde, und mitten
auf dem knallrothen Schilps blitzte aus einem Kranz von
flimmernden Raubagen ein mächtiger Simili hervor.

Drei Wochen sind bereits vergangen, drei Wochen der
vollkommenen Glückseligkeit! Was zu genießen war, hat
Emil genossen: Freiheit, Hoftrübler, Aussicht und Tiroler
Landwein. Alles genau nach dem Bäderer! Er hat durch
die Valenlöcher der „Bavaria“ auf das schöne Firtal
hinabgeschaut, ist beim alten Rainer am Achensee, beim
Andreas Hofer und der Philippine Welsler in Innsbruck
und mit Ausnahme von Herrenchiemsee, in sämtlichen
Schlössern König Ludwig's II. gewesen, er hat sogar einen
kleinen Abstecher über den Brenner gemacht und ist von
Zell am See aus auf die Schmiedenhöhe gelleitet (natür-
lich per Seil), um von dort aus dem weisköpfigen Groß-
glockner einen guten Morgen zu sagen. Eins aber hat
Emil bisher noch nicht kennen gelernt, und zwar gerade
dasjenige, was, wie sein Freund Griesmeier, der Professor
von A. W. S. Niemischneider, behauptete, dem Vergnügen
einer Gebirgsreise erst die Krone aufsetzt. Dieses Eine blieb
Herrn Niemisch noch zu hoffen, und dieses Eine war: —
eine Reiseflamme!

„Was ist das Leben ohne Liebe?“ hatte Herr Gries-
meier ihm noch beim Abschied zugerufen. „Und nun erst
auf der Reise! Erstens ist die Natur noch einmal so schön,
wenn man sie mit verliehten Augen ansieht, und zweitens
— man kann doch nie wissen, — ich habe meine
Frau auch im Coupe zweiter Klasse zwischen Wals und
Schaffhausen kennen gelernt und mich am Abende mit
Ihr verlobt. Vielleicht passiert Ihnen auch solch ein Klein-
fall? Ach sage Ihnen, lieber Niemisch, schaffen Sie
sich vor allen Dingen eine Reiseflamme an!“

„Schaffen Sie sich eine Reiseflamme an“. Diese Worte
Griesmeiers löst Emil auf der ganzen Fahrt bis Mün-
chen in den Ohren, und noch ehe der Zug in die Bahn-
hofshalle eintrifft, war er entschlossen, den Ratg seines
Freundes unter allen Umständen zu befolgen. Aber das
ist leichter besprochen, als ausgeführt und zumal, wenn
man unter einem solchen Ueberfluß an Schönheitsmangel
zu leiden hat, wie Herr Emil Niemisch! Wie der vor-
sichtige Steuermann schon von weitem auslief, wenn er
in der Ferne eine Klippe bemerkt hat, so wechselten auch
die mit Emil reisenden Damen schleunigst ihren Kurs, so-
bald sie sahen, daß das gewaltige Miß seines Gesichtes
vorkam, das unter dem Leuchtturm seines rothen
Haars nur allzu weißlich sichtbar war, in ihrer Nähe
aufstach. Weder der hellgraue, mit staubblauen Karos
ge schmückte Kammgarn-Anzug, noch das silbergraue Fitz-
hütchen, noch auch der aus einem Kranz von flimmer-
nden Raubagen hervorblühende Simili wollten hier etwas
helfen, und schon waren drei Wochen vergangen, ohne daß
die Griesmeier'sche Reiseflamme sich entzünden wollte.

Jetzt endlich, der Zug hatte jedoch die Station St.
Johann im Pongau verlassen, schien unserem Freunde
Niemisch das langersehnte Glück lächeln zu wollen, und
zwar in Gestalt einer allerliebsten kleinen Blondine, die
ihm, in einem Triumphzuge geleitet, gegenüber saß und
ihm mit so schmachtenden und doch so lieblich heiteren
Blicken ansah, daß er nicht umhin konnte, über und über
roth zu werden und seinen Bäderer an die Erde fallen zu
lassen. Häufig blickte er sich nach demselben, denn er hatte
wohl bemerkt, wie die kleine Blondine über seine Unge-
schicklichkeit lächelte und wie ihre großen Neugierden halb
benümmend, halb mittheilend auf das unglückselige Miß
in seinem Gesicht gerichtet waren. Sollte auch sie wieder
dabonlaufen, ohne auch nur den Versuch gemacht zu haben,
in seiner Nähe Anker zu werfen? Ein dunkles Gefühl
der Selbsterhaltung flüsterte Emil zu, daß es jetzt vor
allem darauf ankomme, die Schrednisse des Mißes zu ver-
bergen. Deshalb blickte er sich also jetzt so häufig nach
seinem Bäderer. Aber, sei es, daß der kleine Klappfuß,
auf welchem er saß, an dergleichen Rettungsversuchen nicht
gewöhnt war, sei es, daß Gott Amor sich hinterlistiger-

wiese in die Beine dieses Klappfußes verwickelt hatte, ge-
nug, der Stuhl kippte um, und Emil lag in lächeln
seinem blonden Wädel so zu liegen.

Damit war der nöthige Anknüpfungspunkt gefunden.
Diesmal konnte das holde Schicksal nicht umhin, trotz
des drohenden Mißes seine Anker auszuwerfen. — Man
hatte etwas, worüber man gemeinlich lachen konnte, —
das weitere ergab sich von selbst.

Am nächsten Morgen schrieb Emil Niemisch vom „Gold-
nen Schiff“ in Salzburg aus, wo er, nur zwei Nummern
von seiner Blondine entfernt, logirte, folgenden Brief an
seinen Freund Griesmeier:

Lieber Herr Griesmeier!
Bezüglich Ihres geehrten Rathes vom 5. ds. Mts.
erlaube ich mir, Ihnen die ergebene Mittheilung zu
machen, daß ich mich Ihrem Wunsch gemäß engagirt
habe. Seit gestern bin ich im Besitz einer Reiseflamme.
— Sie ist blond wie feinstes Prima-Syrup, ihr Teint
ist zart und durchsichtig; wie weiße Gelatine, ihre Augen
glänzen wie Kopalad, und ihr Lächeln ist süß wie
Kandiszucker. Wenn sie spricht, so ist sie gerade, als
wenn ich lauter baare, goldene Zwanzigmarkstücke klän-
geln hörte und wenn sie geht, ist sie stolz und vornehm
wie Herr Niemischneider, wenn er von der Börse kommt
und ein gutes Geschäft gemacht hat. Ihr einziger
Fehler außer einem kleinen Leberflecken auf dem linken
Nasenflügel, ist ein alter mährischer Herr, mit dem sie
reist, und der mich immer ansieht, als ob ich Wechsel
gefälscht hätte, wenn ich ihr blos mal eins von meinen
gestrichelten Komplimenten sage. Um den Alten küm-
mern wir uns aber nicht viel, warum auch, wo er den
ganzen Tag schläft! Wie sie mit Vornamen heißt und
was sie mit freigt, weiß ich noch nicht, im Fremden-
buche steht blos: Ademann, Rentier nebst Tochter aus
Berlin. — Rentier? Nu, wer kann wissen, was für'n
Rentier? Ihn Sie mir doch den Gefallen, lieber Herr
Griesmeier, und verschaffen Sie mir umgehend diebe-
zügliche Referenzen. Indem ich mich Ihnen gefälligst
Wohlwollen auch fernherin bestens empfehle, habe ich
die Ehre zu sein

Hochachtungsvoll ergebenst
Ihr „reife-entflammter“ Emil Niemisch.
Jetzt kamen selbige Tage für Emil. Griesmeier hatte
Recht: Was ist das Leben ohne Liebe? Und nun erst
auf der Reise! . . . Ohne die blonde Flamme wäre die
ganze Reise nur ein halbes Vergnügen gewesen. Solange
der Alte dabei war, mußte Emil zwar seinen Gefühlen
Zwang anthun. Er ging dann in gemeinsamer Entfernung
hinter der Geliebten her und that, sobald der misstrauische
Alte sich einmal nach ihm umdrehte, als kümmerer er sich
gar nicht um sie, als sei es nur ganz zufällig, daß er sich
dießes Heute einschlagen habe. Ja, bei der Partise auf
dem Königssee vertrieb er es sogar in dasselbe Boot mit
Ihr zu steigen, obgleich noch ein Platz darin für ihn frei
gewesen wäre. Ach, wie blutete da sein Herz! Ihn rührte
nicht die erhabene Großartigkeit der ihn umgebenden Na-
tur, er blüete nur auf das kleine Boot da vorne, in wel-
chem sie saß, mit angustlicher Verzweiflung folgte er jeder
Biegung desselben und seufzte nur ab und zu — Ach!

Er hätte sich ja dem Alten nähern, sich ihm vorstellen
und versuchen können, ihn für sich zu gewinnen, aber wäre
das Lug, wäre das eines vernünftigen Geschäftsmannes
würdig gewesen? Ademann, Rentier? — Erst mußte
Griesmeier's Antwort mit den Referenzen abgewartet
werden!

Trotz dieser durchaus vernünftigen und praktischen An-
schauung von seiner Lage wurde es Emil manchmal doch
recht schwer, die gebotene Distanz innezuhalten, und viel-
leicht hätte er diesen Zustand auf die Dauer überhaupt
nicht ertragen, wenn ihn die Stunden, in denen der Alte
schief, nicht reichlich für die ausgehenden Qualen ent-
schädigt hätten. Dann aber kam die kleine Blondine regel-
mäßig in den Hotelgängen hinunter und plauderte mit ihm.

Allmählig aber gingen auch diese Wanderstunden ein
etwas langweilig zu werden, denn da „Er“ von Natur
etwas schüchtern und wenig erregbar war, „Sie“ trotz
aller Liebenswürdigkeit sehr zurückhaltend war, so mußten
sie schon am dritten Tage nicht mehr, worüber sie sich
unterhalten sollten. Aber die kleine Blondine wollte ja
auch gar nicht unterhalten sein, sondern . . . Nun, kurz
und gut, als der Alte wie gewöhnlich auf sein Zimmer
gegangen war, um sein mehrere Stunden dauerndes
Wittagsschläfchen zu halten, benutzte seine Tochter diese
Gelegenheit, um sich von Emil in den berühmten Peters-
seller führen zu lassen, von dem sie so viel gehört hatte
und den ihr der Vater aus irgend einem wichtigen Grunde
durchaus nicht zeigen wollte. Der Wein im Petersseller
war wie immer vorzüglich. Mit sichtlichem Wohlbehagen
schlürfte das eigenthümliche Nörgeln da hinten in der
Nische unter der alten Porzins-Kapselle, die hübsche Blon-
dine mit ihrem langanhängigen Begleiter, ein Gläschen Seltzer
nach dem andern, und man will sogar bemerkt haben, daß beim
Weggehen ihre sämtlichen vier Augen einen eigenthümlich
feinigen Glanz ausgestrahlt hätten. . . .

(Schluß in der Dienstag-Nummer.)

Der ehrlche Hannes.

Eine simple Geschichte von Ernst Hilbrand.
Der Hannes war ein überaus ehrlcher Mensch. Er
hatte nämlich (wie, weiß ich nicht) mal erfahren, daß ehrl-
lich am längsten währt, und so richtig er sich danach ein.
Das war recht von dem Hannes.

Künftig hatte nun mal der Hannes bei einer jungen
schönen Laderin eine Cigarettenkassette gekauft und, da der

Hannes ein schmuder Bürsche war, so hatte ihm die
Laderin wahrlich nicht so tief in die Augen geblitzt und
war dadurch etwas aus ihrer gewöhnlichen Befassung ge-
rathen. Genug, sie hatte ihm beim Herausgeben aus
einem Zehnmarkstück eine Mark wieder gezahlt, und der
ehrlche Hannes war mit dem Gelde auch ruhig seines
Weges gegangen. Das war entschieden nicht recht von
dem Hannes.

Als er dem nun eine Strecke von dem Geschäft ent-
fernt war, da begann ihm auch schon das Gewissen zu
schlagen, und als ehrlcher Mann fragte sich Hannes: „Ob
du der Laderin wohl die Mark wieder zurückbringst?“
„Natürlich thust du das!“ antwortete er sich auch in
demselben Augenblicke und stehenden Fußes kehrte der
Hannes wieder um.

Kaum war der Hannes aber einige Minuten gegangen,
als er auch schon wieder stehen blieb und überlegte:
„Wenn du dem hübschen kleinen Mädchen die ganze Mark
wiederbringst, so bekommt sie für ihre Nachlässigkeit gar
keine Strafe! Das ist nicht in Ordnung! Strafe muß
sein! Du wirst ihr nur 75 Pfennige wiederbringen!“
Entschieden eine eigenthümliche Auffassung des ehrlchen
Hannes, nicht?

Noch war jedoch der Hannes keine weiteren hundert
Schritte gegangen, als er abermals stehen blieb und fol-
genden Ueberflugs nach dachte: Schuld an der ganzen Sache
ist entschieden nur die Laderin allein. Wenn ich also bei
dem Wiederbringen des Geldes meine Zeit einbüße, die
doch auch Geld ist, so entsteht hieraus für mich ein peini-
glicher Verlust, den ich mir mit 25 Pfennigen wohl nicht
zu hoch anrechnen dürfte. Ich werde dem kleinen Mäd-
chen somit hundert bahren, daß sie nur 50 Pfennige wieder
herausgegeben hat!

Mit diesen Gedanken machte sich der ehrlche Hannes
weiter auf die Beine, dem Haus der Laderin entgegen.

Er war indeß noch nicht ganz an dasselbe herange-
kommen, als er zum dritten Male stehen blieb und sich
energisch die Frage vorlegte: „Und ich? Wo bleibe ich?
Habe ich für meine Ehrllichkeit, die ich zu beweisen gewillt
bin, denn gar nichts verdient? Muß man nicht die Ehrl-
lichkeit belohnen, wo man sie findet? Besonders in unterm
Fertalter, wo sie eine so seltene Sache ist?“ „Natürlich
muß man das“, war die bereitwilligste auf die Fragen
gegebene Antwort, „sündunabhängig Pfennige für die be-
weirte Ehrllichkeit ist in diesem Falle entschieden nicht zu
viel!“ Und seit entflohen, nur die referirenden fünfunds-
zwanzig Pfennige abzuleiern, trat der ehrlche Hannes
wieder in der Laden ein. — Als er aber wieder die
hübsche Laderin vor sich sah und dieselbe ihm so hübsch
zulächelte, da verlor der ehrlche Hannes vollständig seine
Fassung; alles bisher Durchdachte und Beschlossene war
vergesen und tief erlösend stammelte er die Worte:
„Mein Fräulein, Sie haben mir eine Mark
zu wenig herausgegeben!“

Vermissliches.

— Ein Stuker vor anderthalbhundert Jahren.
Unter Väter haben die Sitten, ihren künftigen auf ange-
betenem Knien eine Art von Vorkundung zu bewilligen, die zu-
nächst alle in der Vermandung vornehmenden Gebrüder,
Verheiratheten, Geatreteten, Todesfälle und sonstigen Ge-
eignisse verweigert und als heiliges Erbdich auf den Sohn über-
tragen von dem Vater fortgesetzt zu werden. Je nach der Laune
des Eigentümers wurden diesen Familienanstellungen auch
oft fromme Betrachtungen beigefügt, recht Witterungsberichten,
Naturereignissen, Unglücksfällen und vielen andern. In einer
solchen ehrentwürdigen Hausbibel haben wir unter dem Jahre
1743 auch nachdrücklich Schilderung eines Stukers damaliger
Zeit gefunden, die wahrscheinlich zur Erinnerung für die Söhne
dienen sollte, um sie von Sittlichkeit und Gehorsam zu abhalten.
Zweifellos ist die treuerliche Darstellung eines Modernen
jener Tage denkwürdig genug, um auch jetzt noch mit Interesse
gelesen zu werden. Es heißt da: Wenn man einen a la modo
Korzen herachtet, möge man sich fragen, ob er entweder ein
verleibtes Frauenbild wäre oder doch alle Mängelheit mit
der weiblichen Zartheit verwechselt hätte. Dies macht aber
nach seiner Bezirfen den arztigen Mann aus. Niemand
weiß den Kopf, dem Affekt der Rede gemäß, so geleitet zu
reden und zu denken, wie die Schamhaftigkeit so gelüchelt in die
Nose zu bringen, ohne selbst zu belächeln, als eben dieser.
Sein Kleid besteht er mit dem größten Fleiß auszuheften, die
Perücke muß immer frisch gepudert, die Schuhschnalle hell ge-
putzt und der halbe Hock mit Wollemaße bedient sein. In
Gesellschaft sitzt er heiß beim Frauenzimmer, selbst ihnen
Stüßes in die Ohren und schmeichelt über barmen Einbildung,
Er macht viel Weisens von seinen glackten Handschuhen und
reicht nach Salben, daß es den Nerven widersteht. Ganze
Stunden muß man oft sein Gelede und abgemacktes Ge-
wölge anhören. Er ist einem Niedböhden ähnlich, als einem
vernünftigen Menschen. Und was das Allerhöchste ist, er
rühmt diejenigen Frauenzimmer am meisten, so viele Gerüche
von sich geben. Seine Augenbrauen bestreift er mit einem
Wässerlein aus der Apotheke. Er schämt die Knöchel an den
Fingern mit Rosenöl und balsamirt sich mit Wolchus und
Amber. Seinen Strunk trachtet er in die Knopfschloß der Weite,
gehobelt sich neben dem Frauenzimmer, als wolle er ihnen die
Hände vorbegeben und nicht beim Spielen bekränzen mit neuen
Fingern aus. Er schämt sich des Morgens die Nerven mit Rosen-
öl und reibt das Gesicht mit dem feinsten vollständigen
Kreier, auf daß es recht glatt wird, und die Hände wäscht er
mit Rosenwasser. Und dabei mischlet es ihm recht, die Hölle
eines gestrichenen, arztigen, ungemessenen Menschen zu spielen,
denn man erkennt seine Wölle, sobald er das Maul aufstößt.
Sein Wortgeplänze und was er etwa von seinen Nesten er-
zählt, ist in Wort und Ton abgewogen wie des Weichel
Ivory Quark autzutreten. Ein solcher Affe aber verdient, daß er
in ein Weibeskleid gekleidet und an den Spinnroden gekleidet
würde.

Verantwortlicher Redakteur: H. Kogler.

